

Zeitschrift für Kirchengeschichte

131. Band 2020
Heft 2

Kohlhammer

Alte Kirche

Vladimir Latinovic, *Christologie und Kommunion*, Bd. 1: Entstehung und Verbreitung der homousianischen Christologie, Münster: Aschendorff Verlag 2018, XIII, 231 S., ISBN 978-3-402-13358-3.

Vladimir Latinovic, serbisch-orthodoxer Theologe, legt mit „Christologie und Kommunion. Band 1“ die überarbeitete Fassung des kirchengeschichtlichen Teils seiner im Jahr 2014 bei Bernd Jochen Hilberath (Zweitkorrektor Hans Reinhard Seeliger) in Tübingen eingereichten Dissertation vor. Einen zweiten liturgiewissenschaftlichen und einen dritten frömmigkeitsgeschichtlichen Band kündigt er an (S. i). Seine Absicht ist es nicht, viel Neues in der Christologie zu sagen, aber „sehr viel Anderes“ (S. i). „Die Hauptthese der gesamten Studie lautet, dass die Hervorhebung der Göttlichkeit Christi im Zuge der Einführung und Rezeption der homousianischen Christologie sich negativ auf den Kommunionempfang ausgewirkt hat, weil sie bei den Gläubigen Ehrfurchts-Gefühle gegenüber der Eucharistie ausgelöst und vertieft hat, woraus dann ein immer seltenerer Empfang resultierte“ (S. iv). Hierzu möchte er lediglich die Christologie untersuchen (vgl. S. iii), genauer die „gesamten christologischen Veränderungen der Spätantike“ (S. iii, Anm. 12). Im ersten kirchengeschichtlichen Band erforscht und interpretiert der Verfasser altkirchliche Christologien und vergleicht wichtige spätantike Autoren.

Der vorliegende Band verfügt neben einer Erläuterung zum „Aufbau der Gesamtstudie“ (S. i–vii) über eine Einführung (S. 1–5), über fünf Kapitel und einen abschließenden „Überblick“ (S. 163–173) mit graphischer Darstellung. Ein Anhang (S. 175–187) bietet deutsche Übersetzungen von 132 griechischen und lateinischen Quellentexten. Ein Abkürzungsverzeichnis (S. 189 f.), die Bibliographie (S. 191–223) und ein nach biblischen Büchern, patristischen Schriften, Themen und Personen geordnetes Stellenregister (S. 225–231) schließen sich an.

Die Einführung (S. 1–5) formuliert die These dieses Bandes: „Die Stellung Christi zum Vater hat sich durch die Hervorhebung der Göttlichkeit Christi im Rahmen der kleineren und größeren christologischen Auseinandersetzungen des vierten und fünften Jahrhunderts allmählich vom Subordinatianismus zum Homousianismus entwickelt“ (S. 1 f., 163). Der Verfasser spricht von vier

Phasen, denen er in seiner Studie kapitelweise nachgeht, die jeweils eines der ersten vier ökumenischen Konzilien einschließen. Zudem werden in je zwei Unterkapiteln „diejenigen Personen ausgewählt, die die jeweilige Phase am besten repräsentieren“ (S. 3). Weil „alle vier Auseinandersetzungen im Osten ausgetragen wurden und sich dann, mit einigen Ausnahmen, nach Westen hin verbreitet haben und dort nur rezipiert worden sind“ (S. 3), werden die Entwicklungen im Osten, deren Auswirkungen auf die Eucharistielehre und anschließend deren Rezeption im Westen untersucht. Der Verfasser möchte „so viel wie möglich unparteiisch arbeiten, was voraussetzt, dass es damals noch keine ‚Häretiker‘ oder ‚Orthodoxe‘ gegeben hat, sondern zwei Seiten mit unterschiedlicher Meinung, die beide gleichermaßen Bestandteil der Entwicklung der Christologie gewesen sind“ (S. 4 f.).

Das Kapitel 1 („Ὁμοούσιος – Der gottgleiche Sohn“ [S. 7–59]) bietet ein Unterkapitel zu Arius, ein weiteres zu Athanasius und Alexander und ein drittes über die Rezeption im Westen. Das Konzil von Nicäa habe als Wendepunkt „die Erhöhung Jesu zu einem dem Vater im Rang gleichgestellten Gott“ (S. 7) bedeutet, der anschließend „immer mehr als unzugänglicher Gott verehrt worden“ (S. 8) sei. Bei Arius möchte der Verfasser zeigen, dass er „zu einer älteren (konservativen) Richtung innerhalb der alexandrinischen Theologie [gehörte], während Alexander und Athanasius eine eher neuere (progressive) Strömung dieser Theologie repräsentierten“ (S. 11). Unterstützung dieser These sieht der Verfasser in Fragen der Autorität, der Schnelligkeit der Verbreitung der arianischen Lehren, im geographischen Wirkungsbereich und im Ursprung und der (Nicht-)Rezeption. „Der ‚Arianismus‘ war [...] eine natürliche Entwicklungsstufe der Christologie“ (S. 15), Arius lediglich einer ihrer Vertreter. Das bedeute, „dass Athanasius unter dem Begriff ‚Arianismus‘ tatsächlich den ‚Subordinatianismus‘ verstanden hat“ (S. 16). Nur bei Clemens wird der Verfasser in vornicänischer Zeit bezüglich der Homousios-Lehre fündig: „Dieser Sachverhalt könnte auf Alexandria als Entstehungsort der Homousios-Lehre hinweisen“ (S. 31). Kapitel 2 („Λόγος-σάρξ – Ein in Fleisch gekleideter Gott“ [S. 61–87]) handelt mit Apollinaris von Laodizea und Diodor von Tarsus von der „zweite[n] Phase der Hervorhebung der Göttlichkeit Christi“ (S. 61), die im Konzil von Konstantinopel (S. 381) gip-

felt. *Kapitel 3* („Θεοτόκος – Die Mutter eines Gottes“ [S. 89–115]) geht auf die „dritte Phase“ mit Nestorius und Cyrill ein und erreicht ihren Höhepunkt im (ersten) Konzil von Ephesus (S. 431), das „meiner Meinung nach viel mehr das Epitheton *latrocinium* [verdient] als das zweite“ (S. 89, Anm. 4). *Kapitel 4* („Μία φύσις – Menschliche Natur geht verloren“ [S. 117–143]) greift die „vierte Phase“ auf und stellt einerseits Eutyches und Dioskur, andererseits Theodoret von Cyrus vor. Das 5. *Kapitel* („Ἀσυγχύτως καὶ ἀχωρίστως – Chalcedonisches Paradox“ [S. 145–161]) schließlich untersucht die chalcedonische Definition. Es schließt sich ein *Überblick* an: „In jeder [der untersuchten] Phasen ist ein weiterer Schritt zur Hervorhebung der Göttlichkeit Christi getan worden, was zugleich eine Herabsetzung der Menschlichkeit Christi bedeutet“ (S. 172).

Der Verfasser verarbeitet eine beachtliche Stofffülle und möchte eine Alternative zu manch herkömmlicher christologischer Darstellung vorlegen. Das ist gewiss erfrischend. Frühchristliche Autoren nicht vorschleunigend in die Kategorien „orthodox“ oder „häretisch“ einzuteilen, sollte in heutiger Forschung Standard sein. Der Verfasser versucht, seine These stringent darzulegen und mit Argumenten zu stützen. Vielleicht wäre es hilfreich, dies immer wieder mit größerer Vorsicht zu tun oder weitere Zweifel anzufügen (beispielsweise bezüglich Arius und Athanasius). Denn auch die Verlässlichkeit mancher Quelle wird in der Forschung unterschiedlich eingeschätzt.

Der Verfasser stellt die ursprünglich subordinatianischen Tendenzen in der trinitarischen Frage heraus. Wenn er einen „Einblick

in die Christologien, die nicht subordinatianisch waren [...] und] eine kleine Minderheit darstellen“ (S. 29 f.), ermöglichen möchte (und dabei ins zweite und dritte Jahrhundert blickt), müsste auch der Modalismus eine Rolle spielen, der Jesus mit dem einen und einzigen Gott Israels identifiziert und ihn als sichtbare Erscheinungsweise des unsichtbaren Gottes beschreibt. Vertreter, die das theoretisch durchdachten, waren Noët von Smyrna, Praxeas oder Sabellius. Eine Beleuchtung mancher These des Verfassers vor diesem Hintergrund wäre durchaus von Interesse. Die wohl weit verbreitete (naive) modalistische Vorstellung stellt im zweiten Jahrhundert eine gängige Gemeintheologie dar, die insofern auch auf die eucharistische Praxis Einfluss hatte (auf „einfache Menschen“ und deren Glaubenspraxis wird z. B. auf S. 22 verwiesen). Denn zu Recht betont der Verfasser generell die Verbindung von Theologie (bzw. Christologie) und Eucharistielehre oder eucharistischer Praxis. Hier könnten mit Erscheinen der weiteren Bände vertiefende Erkenntnisse zu erwarten sein. Dass allerdings auf den Kommunionempfang nicht nur christologische Vorstellungen Einfluss nehmen, wird der Verfasser zu berücksichtigen haben. Einiges wird ohnehin spekulativ bleiben müssen.

Insgesamt liegt eine Studie vor, die manches gegen den Strich büstet und insofern anregend ist. Wünschenswert wäre, das Buch nochmals auf Sprachrichtigkeit durchzusehen. Auf die Veröffentlichung der beiden weiteren Bände dieser Trilogie darf man gespannt sein.

Fulda/Marburg

Notker Baumann

Mittelalter

Nikolaus Staubach / Rudolf Suntrup (Hgg.), Was dürfen Laien lesen? Gerhard Zerbolt von Zutphen, *De libris teutonicalibus*/Een verclaringhe vanden duytschen boeken (Auswahl Einzeltitel Religion und Glaube), Münster: Aschendorff Verlag 2019, 214 S., ISBN 978-3-402-24628-3.

Das Interesse der deutschsprachigen kirchenhistorischen Forschung an der *Devotio moderna* geht oft über Gert Groote und Thomas von Kempen nicht hinaus. Damit gerät einer der interessantesten Autoren aus diesem Zusammenhang, Gerhard Zerbolt von Zutphen, der 1298 schon mit 31 Jahren starb, aus dem Blick. Dabei liegen seine spirituellen Traktate „*De spiritualibus*

ascensionibus“ und „*De reformatione virium animae*“ schon lange in gut nutzbaren Editionen vor, harren aber noch einer gründlichen frömmigkeitsgeschichtlichen Erschließung.

Grosso modo gilt dies auch für seinen Traktat „*De libris teutonicalibus*“, den nun Nikolaus Staubach und Rudolf Suntrup, beziehungsweise ein Germanist und ein Historiker – beide bestens ausgewiesen –, in einer neuen Edition zur Verfügung stellen, die in jeder Hinsicht die Ausgabe von Albert Hyma aus dem Jahr 1924 ersetzt. Die Faszination dieses Textes liegt darin, dass hier ein Autor sehr sauber darüber nachdenkt, welche religiösen Schriften den Laien in der Volkssprache zur Verfügung gestellt werden